

Dimensionen des Friedens

II. Friede unter den Menschen*

Heinrich Bacht SJ, Frankfurt am Main

Motto: *Si vis pacem, para pacem*

„Der Friede auf Erden, nach dem alle Menschen zu allen Zeiten sehnlichst verlangt haben, kann nur dann begründet werden, wenn die von Gott gesetzte Ordnung gewissenhaft beobachtet wird.“ Mit diesen Worten hebt die Friedensenzyklika Johannes' XXIII. an. Sie mögen vielen als eine Selbstverständlichkeit klingen. Denn wo sollen die unzerstörbaren Grundlagen des Friedens sonst zu finden sein als in Gott und in der Beobachtung der von ihm gesetzten Ordnung? Und da das Christentum seiner Sendung und seinem Anspruch nach nichts anderes ist als die Gemeinschaft derer, die sich zur Sache Gottes bekennen, darum ist für sie das Christentum, die Kirche der natürliche Hort und Hüter des Friedens . . .

Aber es gibt viele Menschen in unserer Zeit, die solchen Worten gegenüber skeptisch sind. Sie empfinden sie als ein gefährliches Opiat. Sie weisen auf die geschichtliche Gestalt des Christentums hin, auf seine Selbstverwirklichung und Selbstdarstellung im Lauf der zweitausend Jahre seiner Geschichte. Bezeugt sie uns nicht, daß allzu oft die Frommen des Glaubens waren, es genüge, wenn jeder einzelne sich immer wieder mit Gott versöhnen lasse, dann werde der Friede unter den Menschen, auch der politische, sich von selbst einstellen? Weil sie von der „Automatik“, die den Frieden mit Gott an den Frieden zwischen den Menschen bindet, überzeugt waren, darum versäumten sie es, den Bedingungen der Möglichkeit des irdischen und profanen Friedens ernsthaft und ausdauernd nachzugehen. Wir wundern uns heute, wenn wir sehen, mit welcher Selbstverständlichkeit viele Christen, nicht zuletzt die führenden, im Widerspruch zu den eindringlichen Mahnungen Christi sich so leicht mit der friedlosen Welt arrangierten und mit dem Unfrieden in der Welt abfanden. Wie war es möglich – so fragen wir uns oder werden so von „den anderen“ gefragt –, daß den christlichen Völkern der Friede ebenso fremd und selten wurde wie den „Heiden“? Wie war es möglich, daß der Weg des Christentums immer wieder von Zwietracht und Kriegsgeschrei begleitet war, ja, daß im Namen des „Friedenskönigs“ Christus Kriege ge-

* Vgl. H. Bacht SJ, *Dimensionen des Friedens I. Friede zwischen Gott und Mensch*, in dieser Ztschr. 40 (1967) 4–12.

führt und Schlachten geschlagen wurden, sogar unter Christen und – wie man sagte – für die Sache Christi?

Ein kleines Situationsbild mag das Gesagte erläutern – ein Beispiel aus vielen: Auf dem Konstanzer Konzil wurden im Jahre 1415 die Deutschordensritter mit einer Klage vorstellig: Durch die Vereinigung Polens und Litauens war es ihnen unmöglich geworden, in Litauen, das als „Heidentland“ galt, weitere „Bekehrungen“ zu machen. Die Polen ihrerseits erhoben Klage gegen die wackeren Ordensritter, daß Christen zur Bekehrung der Heiden Waffengewalt anwendeten. Der Ärger der Polen war um so begreiflicher, als der Dominikanertheologe Johannes von Falkenberg eine vorgeblich von den Deutschordensrittern „bestellte“ Streitschrift verfaßt hatte, wonach es erlaubt sein sollte, den König von Polen samt seinen Untertanen zu töten, weil sie heidnische Streitkräfte gegen die Bannerträger der christlichen Sache ins Feld geführt hatten.

Gewiß – niemand kann ein wahrer Christ sein, der nicht sanftmütig, friedfertig und vergebensbereit ist. Aber ist damit der Anspruch, den die Sache des Friedens zwischen den Völkern an uns erhebt, schon erfüllt? Gibt es nach Ausweis der Geschichte nicht genug Christen, die zwar für ihre eigene Person jene Tugenden besitzen und dennoch sich mit erstaunlicher Unbekümmertheit damit abfinden, daß es in der Welt Haß und Unfrieden gibt und daß die Gemeinschaften und Völker, deren Glieder sie sind, sich in Krieg und Streit verstricken lassen? Jedenfalls haben sich bislang Christen und Nichtchristen in der Willigkeit, sich von politischen „Führern“ und Systemen mißbrauchen zu lassen, nicht allzu sehr voneinander unterschieden, wenn man von den kleinen Gruppen der Nonkonformisten absieht, die es aber vermutlich außerhalb der Kirche häufiger gibt als in ihrem eigenen Haus. Oder wollen wir behaupten, daß „Christ“ und „Pazifist“ – in der Ordnung des Wirklichen, nicht nach dem abstrakten Ideal – eine Tautologie ist?

Wer also von den Dimensionen des Friedens spricht, darf nicht beim „Frieden mit Gott“ stehen bleiben. Er muß, wenn er nicht als ein gefährlicher Schwärmer erfunden werden will, darüber nachdenken, wie Friede unter den Menschen, vor allem unter den Völkern werden kann. Und weil dieser Friede ein Gut ist, das *alle* angeht und von dessen Verwirklichung bisweilen die (scheinbar) Nichtfrommen besser zu reden wissen als die Frommen, muß er mit allen Menschen guten Willens Hand in Hand zu arbeiten bereit sein. Damit entspricht er nur den Forderungen des Zweiten Vatikanischen Konzils. Im Schlußkapitel der Pastoralkonstitution über die „Kirche in der Welt von heute“ heißt es ausdrücklich: „Die Kirche ist kraft ihrer Sendung . . . ein Zeichen jener Brüderlichkeit, die einen aufrichtigen Dialog ermöglicht und fordert . . . Der Wunsch nach einem solchen Dialog

schließt unsererseits niemanden aus, weder jene, die die hohen Güter der Humanität zwar pflegen, ihren Schöpfer aber noch nicht erkennen, noch jene, welche Gegner der Kirche sind und sie auf diese oder jene Weise verfolgen. Da Gott der Vater Ursprung und Ziel aller ist, sind wir alle dazu berufen, Brüder zu sein. Und darum können und müssen wir aus derselben menschlichen und göttlichen Berufung heraus ohne Gewalt und ohne Hintergedanken zum Aufbau einer wahrhaft befriedeten Welt zusammenarbeiten.“

Es ist nicht ohne Gefahr, sich auf einen solchen Dialog einzulassen. Es gibt zu viele, die im Grund den Frieden als Vorwand und als Tarnung im Mund führen. Andere wieder hören aus dem Wort Friede nur den Klang unmännlicher Schwächlichkeit heraus; darum hassen sie jene, die zum Frieden mahnen und Frieden stiften wollen. Friedenskünder und Friedensstifter sein wollen war noch zu allen Zeiten ein undankbares Geschäft. Ehe man es sich versieht, wird aus dem Zeugen für den Frieden ein Blutzeuge!

Wir haben über unsere Ausführungen als Motto die Abwandlung eines bekannten Schlagwortes des alten Kriegsspezialisten Vegetius aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert gesetzt. Ihm und allen seinen großen und kleinen Nachfolgern schien der Friede zwischen den Völkern nur dann gesichert zu sein, wenn jeder, der es sich leisten konnte, sich für den Kriegsfall rüstete. Vielleicht hat dieses Rezept unter den Verhältnissen früherer Zeiten sogar ein gewisses Recht gehabt; wir wollen nicht darüber streiten. Aber die Mahnung der heutigen Weltstunde kann nur sein: Willst du den Frieden, dann rüste den Frieden! Tue etwas für den Frieden. Denn er kommt nicht einfach als unerwartete Zugabe, als Überraschung von oben oder als Schlußfolgerung irgendeines klugen Kalküls. Wer den Frieden wirklich will, darf nicht bei allgemeinen Deklamationen und symbolischen Gebärden stehen bleiben, die niemanden etwas kosten und niemandem wehe tun. Der darf auch nicht nur um den Frieden „im allgemeinen und grundsätzlich“ bemüht sein. Frieden gibt es nur „in individuo“, hier und jetzt. Die größten Feinde des Friedens sind jene, die nur von ihm schwärmen, ohne sich für ihn die Hände schmutzig zu machen. Denn sie machen gerade dadurch den andern, den sogenannten „Realpolitikern“, den Weg frei, der oft genug zwangsläufig zum Krieg führt.

Noch etwas ist vorauszuschicken. Wer heute von Friede spricht und sich für den Frieden engagiert, muß seinen Horizont ganz weit machen. Denn der Frieden, um den es heutigentags geht, kann nur noch der *Weltfriede* sein. Gewiß hat auch der Friede, wie so viele andere Dinge unter der Sonne, seine mannigfachen Verwirklichungsstufen und -bereiche; darum bleibt es auch heute wie in alle Zukunft ein dringliches Thema, vom Frieden in den Familien, in den Gemeinden, Gruppen usf. zu handeln. Aber

es gehört nun einmal zu den unabweisbaren Gegebenheiten unseres heutigen Daseins, daß alle wesentlichen Dinge im „Weltmaßstab“ gesehen und behandelt werden müssen. Dafür ist dank der technischen Revolution und der unaufhaltsamen Vermassung alles zu sehr aneinander gebunden und in eine unteilbare Schicksalsgemeinschaft hineingenommen. Der Friede ist zu einer unteilbaren Größe geworden. Darum ist er viel bedrohter und prekärer als in früheren Zeiten. Es zeugt daher nur von dem wachen Gespür für das heute und hier Notwendige, wenn sowohl die letzten Päpste wie auch das Zweite Vatikanische Konzil vom Frieden im „Weltmaßstab“ handeln. Wir brauchen uns also nur auf ihrer Spur zu halten, wenn wir die rechten Proportionen und Dimensionen gewinnen wollen.

Bei Gelegenheit der Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhändlerverbandes im Jahre 1963 hat C. F. von Weizsäcker in der Frankfurter Paulskirche drei Thesen formuliert, die den Leitfaden für unsere Überlegungen bilden können; näherhin halten wir uns an die Formulierung dieser Thesen, wie sie v. Weizsäcker im Rahmen der 24. Tagung des Bergedorfer Gesprächskreises im Jahre 1966 vorgetragen hat. Der *erste Leitsatz* des bekannten Nobelpreisträgers lautete: „Der Weltfriede ist unvermeidlich, denn die Welt der vorhersehbaren Zukunft ist eine wissenschaftlich-technische Welt.“ Das ist bewußt paradox formuliert. Denn daß die Welt, die im Zeichen letzter technischer Perfektion heraufzieht, die Welt des rasanten Bevölkerungszuwachses und der unaufhaltsamen Verschmelzung und „Unifikation“, kraft deren alle von allen schicksalhaft abhängig werden, ohne den Frieden nicht sein kann, ist allen klar. Solange die geographischen Grenzen und Abstände noch Gewicht hatten, mochte es unerheblich sein, ob sich irgendwo auf dem Globus die Völker bekriegten, schon deshalb, weil notfalls dem Unterliegenden die Möglichkeit des Rückzuges in Fluchtgebiete blieb. Aber in der kommenden Welt bedeuten die Meere und Gebirge keine wirksame Grenze mehr, und Rückzugsgebiete gibt es auch nicht mehr. Darum ist der Friede für diese Welt eine Lebensfrage. Aber folgt daraus, daß deshalb der Friede auch gewahrt bleibt? Gibt es nicht auch sonst zahllose Forderungen und Notwendigkeiten, die sich aus eindeutig vorgegebenen Tatbeständen ergeben – und die dennoch nicht erfüllt werden? Man müßte schon, um so zu denken, den Utopien eines neuen Rationalismus verfallen sein, der alle Heilszuversicht aus der Segenskraft der unaufhaltsamen Rationalisierung erhofft und darum nur eine Sorge hat, nämlich die, daß die „irrationalen“ Mächte der Religion, zumal des Christentums, den Siegeszug der „reinen Vernünftigkeit“ stören könnte. Wer am 26. Februar dieses Jahres die Fernsehdiskussion über das Thema „Zukunft ohne Religion?“ miterlebt hat, wird in dem Stuttgarter Philosophen Max Bense einen leidenschaft-

lichen Vertreter dieses „Rationalismus“ erkannt haben. Mit gutem Grund hat der Kritiker der „Zeit“ (Nr. 10, S. 21) diesem „Kardinal-Großinquisitor der Vernunft und der Logik“ entgegengehalten, daß bloße Wissenschaft kein Heil verspricht. Denn „wissenschaftlich werden auch Kriege geführt und Geisteskranke getötet“.

All das bedenkt v. Weizsäcker sehr wohl. Darum fügt er seinem Wort von der Unvermeidlichkeit des Friedens warnend hinzu, daß diese Unvermeidlichkeit nicht identisch ist mit seiner Gewißheit. Wenn er gleichwohl an seiner Formulierung festhält, dann deshalb, um die einzigartige Lebensnotwendigkeit des Weltfriedens in der heraufziehenden Welt zu unterstreichen. Was ehedem den Frieden bedrohte, hatte bei all seiner Schrecklichkeit letztlich nur regionale Bedeutung. Ein kriegerischer Konflikt mochte seine Kreise ziehen, konnte eine Art Kettenreaktion auslösen, wie etwa im Dreißigjährigen Krieg. Aber er trug trotz allem die Notwendigkeit seiner Begrenzung in sich. Aber die Möglichkeiten einer Totalvernichtung, wie sie uns heute gegeben sind, sind so real, daß die ethischen Maßstäbe, nach denen man ehemals urteilte, schlechterdings nicht mehr passen. Das hat Johannes XXIII. ausdrücklich betont, wenn er in der Friedensenzyklika schrieb: „In unserer Zeit, die sich des Besitzes der Atomkraft röhmt, ist es sinnlos, den Krieg als geeignetes Mittel zur Wiederherstellung verletzter Rechte hinzustellen.“ Und das II. Vaticanum hat diesen Gedanken aufgenommen, wenn es in der eingangs genannten Pastoralkonstitution (n. 80) auf die „neue Einstellung hinweist, in der wir (heute) an die Frage des Krieges heranzugehen haben“. In ausdrücklicher Berufung auf die von den Päpsten seit Pius XII. wiederholt ausgesprochene Verdammung des totalen Krieges stellt das Konzil fest: „Jede Kriegshandlung, die unterschiedslos auf die Zerstörung ganzer Städte oder weiter Gebiete und ihrer Einwohner gerichtet ist, stellt ein Verbrechen gegen Gott und die Menschen dar, das eindeutig und ohne Zögern zu verwerfen ist.“

So einleuchtend diese Feststellungen sind, so gilt es doch auch hier, sich nicht gefährlichen Utopien zu überlassen. Nicht umsonst sind auf dem Konzil der Verabschiedung gerade dieses Kapitels über Krieg und Frieden langwierige Debatten und Auseinandersetzungen vorausgegangen, über die in den Kommentaren zur Pastoralkonstitution aufschlußreiche Einzelheiten nachzulesen sind. Es zeugt nicht von großer sittlicher Reife, wenn man einseitig und kurzschlüssig aus solchen Leitsätzen Folgerungen zieht, die, konsequent durchgeführt, der Sache des Friedens mehr schaden als nützen. Es ist utopisch, wenn man die möglichen Lösungen für das, was *in concreto* dem Frieden dient, in ungebührlicher Weise vereinfacht. Auch unter den friedliebenden Menschen kann es immer wieder erhebliche Ge-

gensätze und Meinungsverschiedenheiten geben, die mit bloßem „guten Willen“ nicht auszuräumen sind, weil ihre Wurzeln zu tief reichen, möglicherweise bis in den Bereich unaufgebarbarer Gewissensforderung hinein. Es ist ein schlechter Dienst am Frieden, wenn man dem anderen die eigenen Auffassungen in intoleranter Weise aufzwingen will. Dasselbe Konzil, das, wie wir sahen, so eindringlich den modernen Krieg als Verbrechen gegen Gott und die Menschen anprangert, hat sich geweigert, die Frage nach dem Wehrdienst und nach der Wehrdienstverweigerung einseitig zugunsten der einen oder anderen Richtung zu entscheiden, um nicht die Gewissen in Konflikt zu bringen. – Es ist desgleichen utopisch, wenn man erwartet, daß schon durch den Appell an die Kraft und Würde der menschlichen Person erreicht wird, daß die Versuchung zur Gewalttätigkeit aus der Welt verschwindet. Es gehört mit zur tragischen Verfassung des Menschen in der technisierten Welt, daß Verstöße gegen die Gerechtigkeit nicht nur möglich bleiben, sondern sogar Formen und Ausmaße annehmen, wie sie ehemals undenkbar waren. Um diesen Eventualitäten zu begegnen, bedarf es eines sehr realistischen Friedenswillens, der sich auf die Kunst des Möglichen versteht und nicht die wirklichen Friedenschancen dadurch verspielt, daß er nur alles oder nichts akzeptiert. Wir werden auf einzelnes weiter unten noch zu sprechen kommen.

Die zweite *These* v. Weizsäckers lautet: „Der Weltfriede ist nicht das ‚Goldene Zeitalter‘, das wiedergewonnene Paradies . . . Vielmehr ist der Weltfriede ein Stück der profanen Geschichte, das nunmehr erreicht werden muß. Er ist eine neue Stufe, so wie in der Geschichte ab und zu etwas geschieht, was bis dahin ohne Beispiel ist.“ In der Intention des Autors soll mit dieser These das Mißverständnis ausgeschlossen werden, als gehe es bei den uns aufgetragenen Bemühungen um den „Frieden Gottes, der nach dem Jüngsten Tag auf Erden herrschen wird“. Denn dieser Friede ist nicht unser Werk, sondern ungeschuldete Gabe Gottes, die wir weder erringen noch erzwingen können.

Aber die Dinge haben auch einen positiven Aspekt. Es ist ja nicht so, als ob die Sehnsucht nach einer befriedeten Welt erst in unserem Jahrhundert aufgebrochen wäre. Mag sich auch die Vergangenheit, zumal der europäischen Völker, als Abfolge von Kriegen und von prekären Friedensschlüssen darstellen, in denen nur zu oft die Voraussetzungen und Ausgangschancen neuer Kriege ausgehandelt wurden, so ist doch nicht zu übersehen, daß „der große Gedanke der Friedensstiftung zu allen Zeiten lebendig war“. Der Münsteraner Historiker K. von Raumer hat in seinem ausgezeichneten Buch vom „Ewigen Frieden“ (Freiburg i. Br. 1953) die Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance geschildert. Nur mit Ergriffenheit kann man dort nachlesen, wie über alles Scheitern hinweg die

einander ablösenden Generationen um dieses höchste politische Gut auf Erden gerungen haben, ohne es je erreichen zu können. K. v. Raumer zeigt, wie zwischen 1500 und 1800, also in der „Epoche der vielberufenen Idee der Staatsräson und der Dämonie der Macht“, immer wieder „neue Anläufe zu universaler Staatenordnung“ gemacht wurden. Die Friedensrufe und Friedenspläne seit dem frühen 16. Jahrhundert, eines Erasmus von Rotterdam und Sebastian Franck, steigerten sich bis zur „Religion des Ewigen Friedens“ im 18. Jahrhundert (Immanuel Kant und Jean-Jacques Rousseau). Sicherlich hat es damals – wie auch heute – wieder und wieder Versuche gegeben, die Proklamation des Friedens „als Tarnmittel gesteigerter Machtpolitik“ zu missbrauchen. Denn die Macht des Bösen kleidet sich seit je mit Vorliebe in das Gewand des Engels des Lichtes. Aber es ist nicht zu übersehen, daß, wie v. Raumer schreibt, „der souveräne Anspruch des autonomen Geistes, die Welt des Wirklichen an der Norm des Seinsollenden zu messen, der den besten Teil der Friedensprojekte ausmacht . . . , im alten Europa nie erloschen, ja in einem erstaunlichen Umfang respektiert worden ist“ (S. VI f.).

Aber bei aller Hochschätzung vor diesen Programmen und ihren Urhebern läßt sich doch die eine Tatsache nicht übersehen, daß damals der „Kairos“ für den Übergang von der Friedensidee zu ihrer *Realisierung* noch nicht gegeben war. Das ist es, was v. Weizsäcker sagen will, wenn er davon spricht, daß „der Weltfriede ein Stück der profanen Geschichte ist, das nunmehr erreicht werden muß“. Erst im Horizont der heraufziehenden Einen-Welt, die durch die technische Entwicklung ermöglicht ist, ist der Weltfriede eine unausweichliche Notwendigkeit wie auch eine reale Möglichkeit geworden. Das hängt nicht nur mit den neuen Kommunikationsmitteln zusammen, durch die eine ganz neue Präsenz aller am aktuellen Weltgeschehen geschaffen wird, und auch nicht nur mit der höheren Bildungsstufe, an der alle Menschen im wachsenden Maß teilhaben, sondern vor allem mit der Tatsache, daß der Druck der Tradition und der von ihr ausgehenden Autorität – etwa im nationalistischen oder konfessionalistischen Bereich – einem demokratischen Urteilen und Handeln Platz macht. Freilich liegt es im Wesen des Kairos, daß er auch verfehlt werden kann; darum wäre es Torheit, sich einfach der immanenten Dynamik geschichtlicher Entwicklungen anzuvertrauen, statt sich zu eigenverantwortlichem Tun aufrufen zu lassen.

Von diesem Engagement spricht die *dritte These*, welche v. Weizsäcker aufstellt: „Der Weltfriede verlangt von uns eine außerordentliche moralische Anstrengung.“ Der Nachdruck liegt dabei offensichtlich auf dem „außerordentlich“, das sein Recht und seine Dringlichkeit aus der Einmaligkeit der Situation und aus der Ungeheuerlichkeit des zu erstellenden

Werkes bezieht. Was die Einmaligkeit der Situation betrifft, so müssen wir uns befragen lassen, ob wir „in unseren moralischen Verhaltensweisen auf die Lebensbedingungen eingerichtet sind, welche die Technik mit sich bringt“. Die Antwort ist ein nachdrückliches Nein! „Wir besitzen keine Ethik des Handelns in der technischen Welt . . . , vielleicht nicht einmal die hinreichenden Prinzipien dafür.“ Denn es ist offensichtlich – so überraschend das sein mag – für die Mobilisierung unseres sittlichen Gewissens etwas anderes, ob Unrechtstaten und Verbrechen im kleineren oder größeren Maßstab in unser Blickfeld treten. Es ist eine allen zugängliche Erfahrung: Sobald die Zahl der Opfer eines Unglücks oder eines Verbrechens bestimmte Dimensionen überschreitet, nimmt die Heftigkeit der sittlichen Reaktion und vor allem die Bereitschaft, sich helfend oder abwehrend zu engagieren, ab. Von Weizsäcker drückt das ein wenig anders aus, wenn er daran erinnert, „daß wir eine viel größere moralische Hemmung haben, einen Menschen mit den eigenen Händen zu erwürgen, als Hunderte, Tausende oder auch Millionen von Menschen zu töten, indem man auf eine große Entfernung hin auf einen Knopf drückt“.

Was aber das zu erstellende Werk betrifft, so müssen wir begreifen lernen, daß es nicht nur darum geht, „die Abwesenheit von Kriegen zu garantieren“. Der Weltfriede, um den es geht, ist unsagbar mehr. Was wäre gewonnen, wenn sich die Völker und Gruppen weiterhin in mißtrauischer Wachsamkeit gegeneinander abriegeln und bis an die Zähne bewaffnet das eigene Haus bewachen? Auch wenn es so wegen des Gleichgewichtes des Schreckens nie zum wirklichen Krieg käme, so wäre dieser Zustand einer ständigen Kriegsbereitschaft alles andere als „der Friede, nach dem alle Menschen zu allen Zeiten sehnlichst verlangt haben“ (Johannes XXIII.). Solange das Gefälle zwischen Reich und Arm, zwischen denen, die alles im Überfluß haben, und denen, die hungern und darben, zwischen denen, die ungehinderten Zugang zu allen Bildungsgütern haben, und denen, die noch im Analphabetentum stecken, so gewaltig und bedrückend ist, kann der Friede nicht gewährleistet sein. Und darum darf die Bemühung um den Frieden nicht erst dann einsetzen, wenn die Wolken von Kriegsdrohungen sich am Wetterhimmel abzeichnen. Die „Rüstung zum Frieden“ muß früher und viel breiter ansetzen. Wo immer man sich in echte Toleranz und in die Fähigkeit zum Dialog einübt, wo man sich um den Abbau von Vorurteilen und der mannigfachen Formen des individuellen und kollektiven Egoismus bemüht, wo man darauf aus ist, die berechtigten Interessen „der anderen“ – im politischen, sozialen, kulturellen, religiösen oder einem sonstigen Bereich – zu respektieren, da dient man dem Frieden. Wo man sich um die Brüderlichkeit und die Menschlichkeit bemüht, wo man sorgsam darauf bedacht ist, die Sonderheit und Eigen-

werte jeden Volkes und jeder Rasse zu achten, wo man den Standes- und Rassendünkel abtut und allen Menschen aus gutem Herzen einen Platz an der Sonne gönnt, da tut man das Werk des Friedens. Wo man willige Hilfe leistet, um Hunger, Krankheit und Verarmung zu überwinden, da bereitet man dem Frieden den Weg. In diesem Licht will die Enzyklika Pauls VI. vom Osterfest dieses Jahres gelesen sein. Ihrem Tenor nach handelt sie zwar vom „Fortschritt der Völker“, aber ihrer Absicht nach will sie die Fortsetzung und Konkretisierung dessen sein, was Johannes XXIII. in seiner Friedensenzyklika als sein geistliches Testament hinterlassen hatte: Es geht um die Ermöglichung des Friedens. Weil „Entwicklung der neue Name für Friede ist“ (n. 76), darum geht das Dokument mit solcher Ausführlichkeit und Nachdrücklichkeit auf die Probleme der Entwicklungshilfe ein. „Denn der Friede besteht nicht einfach im Schweigen der Waffen oder im immer labilen Gleichgewicht der Kräfte. Er muß Tag für Tag aufgebaut werden nach einer von Gott gewollten Ordnung, die eine vollkommene Gerechtigkeit unter den Menschen herbeiführt.“

Wenn v. Weizsäcker davon gesprochen hatte, daß der Weltfriede von uns eine außerordentliche moralische Anstrengung verlangt, dann macht sich Paul VI. in dieser Enzyklika zum drängenden Herold dieser Forderung. So eindringlich wie er hat noch selten jemand sich zum Mahner und Weiser für den Dienst am Frieden gemacht. Sein Ruf geht nicht nur an die Christen und Katholiken, sondern wendet sich an alle Menschen guten Willens, die sich bewußt sind, daß der Weg zum Frieden über die Entwicklung der Völker Asiens, Afrikas und Südamerikas geht. Sie wendet sich an die Delegierten bei den internationalen Organisationen, an die Staatsmänner, Publizisten und Erzieher, denn in ihre Verantwortung ist die Zukunft der Menschheit gelegt. „Erzieher – an euch ist es, schon in den Kindern die Liebe zu den Völkern im Elend zu wecken! Publizisten – ihr habt die Aufgabe, uns die Augen für das zu öffnen, was schon getan ist, um die gegenseitige Hilfe unter den Völkern anzuregen, und für das schreckliche Elend in der Welt, das die Menschen nur zu leicht vergessen, um so ihr Gewissen zu beschwichtigen! Die Reichen sollen wenigstens wissen, daß die Armen vor ihrer Tür stehen und auf die Brosamen von ihren Tischen warten. Staatsmänner – ihr habt die Pflicht, eure Völker zu einer wirksameren, weltweiten Solidarität zu mobilisieren, sie zu notwendigen Abstrichen an Luxus und Vergeudung zu veranlassen, um die Entwicklungshilfe zu fördern und so den Frieden zu retten! Delegierte bei den internationalen Organisationen – von euch hängt es ab, ob die gefährlichen und unfruchtbaren Blockbildungen einer freundschaftlichen, friedlichen und selbstlosen Zusammenarbeit zu einer solidarischen Entwicklung der Menschheit Platz machen, in der alle Menschen sich entfalten können.“

Wenn somit der Dienst an der Entwicklung der *eine* Weg ist, dem Frieden zu dienen, dann dürfen darüber andere Wege und Weisen nicht übersehen werden. Wir haben oben von der Notwendigkeit gesprochen, das Mögliche zu erstreben, um nicht an Utopien zu scheitern. Es gibt auch heute noch viele Möglichkeiten, Kriege zu verhindern oder wenigstens einzudämmen und ihren Ablauf weniger inhuman zu gestalten, die noch aktiviert werden können. Das Instrumentar zum Ausbau der Humanisierung der Kriege ist noch keineswegs ausgeschöpft. Die Geschichte der letzten hundert Jahre seit Errichtung des „Roten Kreuzes“ sollte uns gelehrt haben, wieviel die entschlossene Initiative einzelner vermag – freilich nur dann, wenn sie sich auf das praktisch Mögliche konzentriert und nicht durch eine Politik des „Alles oder Nichts“ sich selbst zum Scheitern verurteilt.

Hier ist noch ein letzter Gedanke anzufügen: Zu viele sind davon überzeugt, das Schicksal von Krieg und Frieden liege einzig in den Händen ganz weniger Menschen, und der einzelne Mensch sei ihnen gegenüber völlig machtlos. So beruhigend diese Auskunft für unser feiges Gewissen sein mag – sie stimmt nicht. Es zeigt sich immer mehr, daß selbst in Diktaturen die großen Verantwortlichen von dem, was die Öffentlichkeit denkt, abhängig sind. Diese öffentliche Meinung integriert sich aber aus der Einstellung und der Meinungsäußerung der vielen einzelnen. Was somit vom einzelnen zum Abbau von Vorurteil und Gehässigkeit innerhalb des eigenen Lebenskreises unternommen wird, bleibt nicht ohne Wirkung, sondern ist mitentscheidend für den Frieden unter den Menschen.

Das Ende der Zeit*

Heinrich Schlier, Bonn

Unsere Ausführungen über „das Ende der Zeit“ wollen als eine neutestamentliche Besinnung verstanden werden. Sie wollen nicht eine exegetische Darlegung und auch nicht eine biblisch-theologische Untersuchung sein, sondern setzen die Arbeit beider voraus und versuchen, dem bezeichneten Sachverhalt selbst, wie er aufgrund des Neuen Testamtes in Erscheinung tritt, ein wenig nachzudenken.

* Vortrag vor den katholischen Studentengemeinden in Freiburg im Breisgau und Mainz.